Zwischen Krieg und Frieden

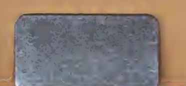
Deutsche Kultur und Ausländerei

Von

Ludwig Fulda

S. Hirzel  in Leipzig


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Deutsche Kultur und Ausländerei

von

Ludwig Fulda



Leipzig 1916
Verlag von S. Hirzel

Ausgegeben am 20. Januar 1916

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Bis zum Sommer 1914 haben die Deutschen sich steif und fest eingebildet, ein Kulturvolk zu sein, und wer ihnen noch kurz vorher prophezeit hätte, daß ihnen dieser Rechtstitel aus irgendeinem Anlaß irgendwann von irgendjemand werde bestritten werden, der wäre wohl dem Verdacht vorgeschrittenen Gehirnschwundes verfallen. Aber jener verhängnisvolle 1. August hat die Welt gründlich umgewandelt. Er hat über dieses kleine Europa, dem die große Sache der Menschheit anvertraut ist, eine blutige Sintflut hereinbrechen lassen, im Vergleich zu der alle von Legende und Wissenschaft berichteten Elementarkatastrophen ein Kinderspiel sind. Das 20. Jahrhundert nach Christi Geburt, aufgegangen mit der stolzen Verheißung, den endgültigen Sieg des Menschengeistes über die Naturkräfte zu verwirklichen, erweist sich gegenüber der blindesten und verderblichsten Naturkraft, gegenüber den menschlichen Leidenschaften, als ebenso ohnmächtig wie das vorsintflutliche Altertum. Die Völker, die in erster Reihe berufen waren, gemeinsam mit dem deutschen die höchsten Aufgaben der Gattung zu fördern, sind verbrecherisch über Deutschland hergefallen, bloß weil es sich gestattete, da zu sein und zu gedeihen. Aber nicht nur aus eigener Kraft wollten sie es vernichten, sondern im Bunde mit dünngefirnißten Halbasiaten, mit mongolischen Seeräubern, mit hindostanischen Fronknechten und afrikanischen Wilden. Und es gehörte wahrlich eine eiserne Stirn zu der Behauptung der Westmächte, sie führten die-

sen Krieg im Namen der Zivilisation — derselben Zivilisation, an der sie derart einen in der gesamten Weltgeschichte beispiellosen Verrat begangen haben.

Barbaren! Ja, wirklich, Franzosen und Engländer schämten sich nicht, wieder und immer wieder dieses Schimpfwort dem deutschen Volk entgegenzuschleudern, trotzdem sie selber genau wußten, wie dreist es den Tatsachen ins Gesicht schlägt. Und nicht nur ihre Soldschreiber spritzten es aus armseliger Feder; nicht nur ihre Ofenbankpolitiker beteten es gläubig nach. Als ein vertausendfachtes Echo schallte es an unser Ohr aus allen Winkeln der bewohnten Erde. Gebildete Männer von Ansehen, Gelehrte von Ruf, Künstler von Rang, in den neutralen Ländern kaum weniger als in den feindlichen, stießen ins nämliche Horn, grölten wie eine Rotte von Gassenbuben hinter uns drein: Barbaren! Nun denn, wir waren nicht Barbaren genug, unseren Gegnern den Schimpf mit gleicher Münze heimzuzahlen, obwohl sie bei solcher Waffenbrüderschaft ihn mehr als wir verdienten. Wir glaubten und glauben, daß auch dieser Posten der zwischen ihnen und uns anhängigen Rechnung nur auf den Schlachtfeldern beglichen wird, und je treffsicherer unsere Geschütze sind, desto leichter konnten wir auf Wortbomben Verzicht leisten. Aber da jede ungerechte Bezichtigung dem von ihr Betroffenen den Nacken steift, so fühlen wir seitdem tiefer als je zuvor den Wert unserer Kultur, und wir haben uns nur den einen Vorwurf zu machen, daß wir auf ihre Kosten allzuoft und allzugern die unserer Feinde überschätzt haben.

Gewiß wollen wir gerade darum uns erst recht vor Selbstüberschätzung hüten, wollen fremdes Verdienst weder ableug-

nen noch verkleinern. Das wäre unser nicht würdig, weil es nicht deutsch ist. So wenig wir in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Industrie den Vergleich zu scheuen haben, so fern liegt uns der Wahn, auf irgendeinem dieser Gebiete im ganzen oder im einzelnen unübertrefflich zu sein. Die Wage schwankt hier in der Gegenwart, wie sie in der Vergangenheit geschwankt hat, und sie würde sich bald auf die Gegenseite neigen, wenn die Befriedigung über das Errungene unseren rastlosen Vorwärtsdrang nur einen Tag hindurch verlangsamte. Sobald wir jedoch das schillernde Wort Kultur nicht im Sinne der geistigen Höchstleistungen nehmen, sondern den allgemeinen Bildungsgrad einer Nation damit bezeichnen, dann liegt der Fall anders. Dann dürfen wir nicht nur die Ebenbürtigkeit geltend machen, sondern einen Vorrang. Dann dürfen wir auf Grund unwiderleglicher Beweisstücke sagen: Keines von den anderen großen Völkern der Erde reicht in dieser Hinsicht auch nur entfernt an das deutsche heran. Dann dürfen wir mit gutem Gewissen behaupten: Die Deutschen sind mehr als ein gebildetes Volk; sie sind das gebildetste Volk der Welt.

Würde die Eifersucht unserer Feinde jemals einen solchen Grad erreicht haben, wenn sie nicht selbst sich das widerwillig eingestünden? Nie hätten sie unseren realen Aufschwung uns so grimmig beneidet, wenn sie uns diese seine ideale Grundbedingung nachmachen könnten. Der deutsche Schulmeister hat ja nicht nur einst, dem geflügelten Wort gemäß, die Schlacht von Sadowa gewonnen; er hat auch den musterhaften Aufbau und Ausbau des Reiches ermöglicht, hat auch zu dem jetzigen Krieg unsere Waffen geschärft. Wissen ist Macht. Das Geheimnis unserer Überlegenheit

über die Vorkämpfer der Zivilisation beruht nicht zum kleinsten Teil darauf, daß wir mehr gelernt haben als sie.

Schon unsere Elementarbildung läßt die französische wie die englische weit hinter sich zurück. Am beredtesten zeugen dafür die Zahlen der Analphabeten-Statistik. Nach den neuesten Aufstellungen befanden sich unter 10000 Rekruten in Deutschland nur vier, die nicht lesen und schreiben konnten, in England dagegen 100, also fünfundzwanzigmal so viel, in Frankreich sogar 400, also hundertmal so viel. Nach einer etwas älteren Tabelle beliefen sich die Eheschließenden, die den Heiratsvertrag nicht mit ihrem Namen unterzeichnen konnten, in Deutschland noch nicht auf ein halbes Prozent, in England auf $5^1/_2$, in Frankreich auf mehr als 9 Prozent. Bei den mittleren und oberen Schichten ist das deutsche Plus schwerlich geringer, obwohl es nicht so einfach ziffernmäßig sich belegen läßt. Am augenfälligsten tritt es durchweg hervor in einem entscheidenden Punkt. Wir wissen von unseren Nachbarn unendlich viel mehr als sie von uns. Von einer winzigen Elite abgesehen, bleibt nämlich auch der gebildete Franzose in bezug auf alles Nichtfranzösische, auch der gebildete Engländer in bezug auf alles Nichtenglische Analphabet sein Lebenlang. Die Welt außerhalb ihres nationalen Gesichtskreises ist ihnen mit Brettern vernagelt. Sie wissen nichts davon; ja, noch schlimmer, sie wollen nichts davon wissen. Trotzdem die Engländer die ganze Erde bereisen und die halbe beherrschen, wird dadurch ihre Verständnislosigkeit für fremde Volksart kaum gemildert. Sie treten in allen fünf Weltteilen mit dem Anspruch auf, daß ihre Art als die einzig maßgebende zu gelten und die übrige Menschheit sich ihr anzupassen hat. Mit noch dichteren, noch

ängstlicheren Zäunen haben die Franzosen sich kulturell abgesperrt. Von freiwilligen Scheuklappen in ihrer Anschauung beengt, sehen sie immer nur sich selbst, und wenn sie doch einmal über sich hinaussehen, wird ihr sonst so klarer Blick alsbald schief oder trübe, malt ihnen Zerrbilder vor. Noch immer haben sie — nicht etwa bloß aus Voreingenommenheit, nein, aus ehrlicher Unkenntnis — so kindische Vorstellungen von uns, als ob wir nicht Wand an Wand mit ihnen, sondern auf dem Monde wohnten. Mit einem Wort: die französische und englische Bildung ist national beschränkt.

Wie wäre das auch anders denkbar, solange ihr der wichtigste Schlüssel zur Außenwelt nicht zur Verfügung steht: Sprachkenntnisse. Engländer und Franzosen, bis in die ersten Gesellschaftskreise, ja bis in die Gelehrtenwelt hinein, können lediglich ihre Muttersprache. Selbst wenn sie auf der Schulbank in einer anderen unterrichtet worden sind, bringen sie es nur in selteneren Fällen dazu, sie zu lesen, in noch selteneren, sie zu sprechen. Als der große und edle französische Dichter Emile Zola infolge seines mannhaften Eingreifens in die Dreyfus-Affäre zur Flucht nach England genötigt war, da mußte man ihm wie einem Kind einen Zettel mitgeben, weil er weder auf englisch sich verständigen, noch die Adresse seiner Gastfreunde sich merken konnte. Umgekehrt haben wir alle staunend vernommen, daß der Staatsmann, der als Minister des Auswärtigen Englands Geschicke leitet, zum Unheil von Europa und, wie wir zuversichtlich hoffen, zum Unheil von England selbst —, daß Sir Edward Grey nicht ein Wort von einer auswärtigen Sprache versteht oder spricht. Aber das Erstaunen wäre wahrscheinlich an ihm, wenn man ihm das als einen Mangel vorhielte. Denn

warum sollte gerade er den Standpunkt seiner Landsleute nicht teilen, wonach jedes menschliche Wesen mit der Verpflichtung geboren ist, Englisch zu verstehen! Welche Naivität sie dabei entwickeln, erfuhr ich einmal in der Schweiz an einem drastischen Beispiel. Engländer hatten sich aus einem weltentlegenen Alpendörfchen einen Hirtenbuben zum Tragen ihres Gepäcks requiriert und redeten den Dreikäsehoch ohne weiteres englisch an. Ja, ich möchte wetten, wenn sie durch ein Jules Vernesches Wunder auf den Planeten Mars versetzt worden wären, sie hätten es mit dem ersten ihnen begegnenden Marsbewohner ebenso gemacht.

Nun dürfen wir freilich nicht vergessen, daß Französisch und Englisch aus hier nicht zu erörternden Gründen Weltsprachen geworden sind, d. h. Sprachen, die man nicht nur in einem großen Teil der Welt spricht, sondern die auch von Angehörigen anderer Sprachgebiete zur gegenseitigen Verständigung benutzt werden. Das mag jene Trägheit bis zu einem gewissen Grade entschuldigen. Wozu sich einen Schulsack aufladen, wenn man im allgemeinen ihn zum Fortkommen nicht nötig hat? Aber unsere neuerdings gewonnene Stellung und Bedeutung in der Welt gäbe doch wohl auch unserem Deutsch die Anwartschaft darauf, eine Weltsprache zu sein oder zu werden, und es wäre diesem Ziel sicherlich heute schon viel näher, hätte unser Fleiß und unser Entgegenkommen nicht der Bequemlichkeit und Unwissenheit der anderen grundsätzlich Vorschub geleistet. Wie überflüssig die Erlernung unserer Sprache für sie sei, davon überzeugten wir sie, indem wir jederzeit und überall bereit waren, mit ihnen in der ihrigen zu reden. Und zwar verhielten wir uns so, einerlei, ob wir sie am dritten Orte trafen, ob wir in

ihrem Lande zu Gast weilten oder sie in dem unsrigen. Auf die Frage des Riccaut, ob sie Französisch spreche, läßt Lessing seine Minna antworten: „In Frankreich würde ich es zu sprechen versuchen. Aber warum hier?" Nach diesem vernünftigen Rezept richtete man sich bei uns nicht mehr. Eine moderne Minna wäre vielmehr überglücklich gewesen, vor Riccauts Urenkel eine Probe ihres Parlierens ablegen zu dürfen. Wie oft habe ich es persönlich erlebt, daß auf deutschem Boden eine ganze deutsche Gesellschaft, in der sich ein Franzose oder Engländer befand, ihm zuliebe zu französischer oder englischer Konversation überging. Ebenso pflegte es bei öffentlichen Anlässen zu geschehen. Wir begrüßten die fremden Gäste in den Lauten ihrer Heimat; sie antworteten aber nicht in denen der unsrigen. Wir waren sogar harmlos genug, uns zu schmeicheln, daß wir ihnen damit imponieren. Weit gefehlt. Sie nahmen es hin als geziemenden Tribut ihrer kulturellen Vorherrschaft, statt logischerweise daraus ein Übergewicht unserer Kultur zu folgern.

Jedem Ausländer der Deutsch auch nur notdürftig zu radebrechen versuchte, waren wir überschwenglich dankbar und fanden seine Schnitzer allerliebst, während man im Auslande dem Deutschen, der die Landessprache fehlerlos meisterte, nicht einmal seinen Akzent verzieh und ihn deswegen verspottete. Franzosen und Engländer springen mit fremden Eigennamen nach Gutdünken um, verstümmeln sie, um sie sich mundrecht zu machen. Wir betrachten es als selbstverständlich, sie in der Originalform wiederzugeben, nicht bloß wenn sie aus Frankreich oder England stammen. O nein, bevor wir es wagen, einen chinesischen, malaiischen oder botokudischen Namen über die Lippen zu bringen, erkundigen

wir uns erst genau, wie er an seiner Ursprungsstätte ausgesprochen wird. Durch unsere Vielsprachigkeit ist es uns eben zur zweiten Natur geworden, die Gesetze jeder noch so exotischen Klangwelt mit Ohr und Zunge zu erfassen, so daß gewissermaßen die Außenforts, die sich der Bezwingung je einer weiteren Sprache entgegenstellen, schon von vornherein in unserem Besitz sind.

Welche außerordentlichen praktischen Vorteile wir dieser Vielsprachigkeit verdanken, liegt auf der Hand. Sie hat dem deutschen Kaufmann, dem deutschen Ansiedler in aller Herren Ländern den Weg gebahnt; sie hauptsächlich hat ihn auf dem Weltmarkt zu jenem gefährlichen Konkurrenten werden lassen, den nun die rohe Gewalt verdrängen soll, weil er im friedlichen Wettkampf der Tüchtigere gewesen ist. Wohin auch in Europa oder Übersee seine Geschäfte ihn führten, da hielt er es für seine erste Aufgabe, die Landessprache sich so weit anzueignen, daß er in ihr mit den Einheimischen verkehren und verhandeln konnte. Dadurch wieder erlangte er einen Zugang zu der Denkweise des betreffenden Volkes, wußte sich in dessen Sitten und Gebräuche zu schicken und betätigte so eine einzig dastehende Befähigung zum wirtschaftlichen Pionier kraft derselben Universalität, die daheim die Deutschen zu geistigen Pionieren berufen hat.

Universalität — hier haben wir das auszeichnende Merkmal des deutschen Geistes. Hier haben wir diejenige Eigenschaft, die sein Monopol ist. Auf sie geht unser Interesse für fremde Sprachen ebenso zurück wie unser Interesse für alles Fremde überhaupt. Wir, und nur wir, bringen ihm den Wunsch entgegen, daß es uns nicht fremd bleiben soll. Wir, und nur wir, kennen für unseren geistigen Horizont

keine Grenzpfähle. Engländer und Franzosen pochen auf ihren heimischen Reichtum; sie halten ihr eigenes Haus für so wohlversehen mit Bildungsschätzen, daß sie nicht nötig hätten, wißbegierig aus dem Fenster zu schauen. Aber tun wir das etwa aus Armut? Geht es in unserem Hause dürftiger zu als in dem ihrigen? Könnten wir nicht gerade so gut unseren Tisch bestellen mit dem, was auf unseren Äckern wächst? O ja, wir könnten es. Und wenn wir uns dennoch nicht damit zufrieden geben, so liegt es daran, daß wir in unserem Erkenntnistrieb genau so unersättlich sind wie die Engländer in ihrem Erwerbstrieb. In bezug auf diesen hindert sie ja bekanntlich ihr heimischer Wohlstand nicht, aus dem Fenster zu blicken. Das Ausdehnungsbedürfnis unserer Kultur läßt sich also dem ihres Geldbeutels gleichsetzen, allerdings mit einem wichtigen Unterschied. Sie trachten von jeher nach dem materiellen Reichtum der ganzen Welt, um ihn für sich allein auszubeuten; wir trachten von jeher nach dem geistigen Reichtum der ganzen Welt, um ihn mitzugenießen.

Was ist das Ergebnis? Ein Weltbürgertum in des Wortes höchstem Sinn, d. h. neben unserer Einbürgerung in der Ferne auch noch die Einbürgerung der Ferne bei uns. Wir haben sie uns nahe gebracht, indem wir ihr Bestes durch eine Akklimatisierungskunst ohnegleichen bei uns heimatfähig und heimatberechtigt werden ließen. Die wertvollsten Früchte der Kulturarbeit aller Zeiten und Völker haben wir in unsere Scheuer gefahren; darunter solche, die erst durch uns nach ihrem vollen Wert erkannt wurden. Bis in die jüngste Gegenwart hinein konnte auf dem gesamten Erdenrund keine bedeutende Erscheinung auftauchen, ohne sofort unsere rege

Teilnahme zu erwecken, keine hervorragende Leistung vollbracht werden, ohne sofort unseren freudigen Beifall zu entfesseln. Oft genug haben wir damit rückwirkend ihrem Geburtslande die Augen geöffnet, haben auf das von ihm unbeachtete Gold, das in seinen eigenen Schachten wuchs, durch unsere Wertschätzung seine Aufmerksamkeit hingelenkt. Uns aber gelang es derart, auf deutschem Boden ein lückenloses Menschheitsmuseum zu errichten, eine Ruhmeshalle, wo mit unseren Heroen die der ganzen übrigen Welt vereinigt sind, nicht als tote Standbilder, sondern als lebendige und lebenzeugende Führer. Nirgends zeigt sich diese Vollständigkeit großartiger als im weiten Bereiche des Schrifttums. Weltliteratur — das war bekanntlich eine Lieblingsvorstellung des alternden Goethe; aber erst nach seiner Zeit hat sein Vaterland sie in einem Grade verwirklicht, den er sich nie hätte träumen lassen. Die Literatur ist unter den Geistesgütern eines Volkes das nationalste, weil sie das einzige ist, dem schon seine Ausdrucksform nationale Schranken zieht. Vielsprachigkeit, wie sehr sie auch die Grenzüberschreitung erleichterte, hätte für sich allein nicht hingereicht, das Hindernis gänzlich zu beseitigen. Denn erstens konnten wir unmöglich für alle Literaturen sprachlich gewappnet sein, und zweitens wären nicht einmal jene, die der gebildete Deutsche in der Ursprache zu lesen vermag, dadurch zu dauernder Ansiedelung auf deutschen Boden übertragen worden. Dies eben konnte lediglich durch ihre Übertragung geschehen, ihre Übersetzung ins Deutsche. Und es ist geschehen, in solchem Umfang, daß wir getrost sagen dürfen: Wir, und nur wir, haben die Literatur der Welt in eine Weltliteratur umgewandelt, die uns gehört. Wir haben die Meister des Wortes, in

welcher Sprache sie auch ursprünglich geschrieben haben, unsere Muttersprache gelehrt, und sie reden in ihr mit derselben Eindringlichkeit zu uns, als wären sie in Deutschland geboren. Von diesem Gesichtspunkte aus ist unser Deutsch mehr Weltsprache als Französisch und Englisch zusammengenommen; denn in ihm können wir uns mit den Unsterblichen jeder Nationalität unterhalten. Unter den großen Dichtern und Schriftstellern des Auslandes vom Altertum bis zur Neuzeit gibt es kaum einen, den wir nicht durch eine mustergültige Verdeutschung uns einverleibt hätten — für das Buch wie für die Bühne. Unser Theater ragt schon dadurch über das anderer Nationen hervor, daß es der einheimischen Klassik weit mehr Raum vergönnt; und doch hat es auch für ihre Klassik noch Platz obendrein. Nur die deutsche Bühne ist eine Weltbühne, insofern sie die dramatischen Meisterwerke von ganz Europa, namentlich die aller germanischen und romanischen Völker, umfaßt. Vor ein paar Jahren führte im französischen Senat ein Vertreter des Ministeriums der Schönen Künste Klage darüber, daß Molière in Deutschland öfter aufgeführt werde als in Frankreich! Und nun gar Shakespeare! Er wird während eines Jahres in Deutschland häufiger gespielt als während eines Jahrzehntes in seinem Vaterland. Ja, was noch wichtiger ist, er wird unvergleichlich viel besser gespielt als dort, unvergleichlich viel besser verstanden als dort. Unser Shakespeare! So dürfen wir ihn nennen, wenn er auch versehentlich in England zur Welt kam. So dürfen wir ihn nennen, mit dem guten Rechte der geistigen Eroberung. Und falls es uns glückt, England niederzuzwingen, dann meine ich, wir sollten in den Friedensvertrag eine Klausel setzen, wonach

William Shakespeare auch formell an Deutschland abzutreten ist. Ich glaube sogar, für diese Abtretung werden die Engländer noch am ehesten zu haben sein, weil sie ohnehin nichts Rechtes mit ihm anzufangen wissen.

Diese deutsche Universalität oder, wie man auch sagen könnte, diese Kulturpolitik der offenen Tür und des offenen Auges bildet einen so wesentlichen, so kostbaren Bestandteil unserer Geisteswelt, daß sicherlich kein Deutscher ernstlich daran denkt, ihn schmälern zu wollen. Wie breit auch die Kluft sein mag, die zwischen uns und dem feindlichen Auslande der Krieg gerissen hat, ihr Rand soll unseren Horizont nicht abschneiden. Schon darum nicht, weil es unser eigener Schaden wäre, wollten wir aus Groll auf unsere Gegner uns ebenso einkapseln wie sie und damit preisgeben, was wir vor ihnen vorausbaben. Nein, wir werden auch künftig ihre Sprache lernen, auch künftig in den Kern ihres Wesens und ihrer Leistungen dringen. Wir werden das Ehrenbürgerrecht, das wir ihren größten Männern verliehen haben, nicht widerrufen, werden vor jeder neuen Größe der Kunst und des Gedankens bereitwillig den Schlagbaum aufziehen, ohne nach Paß und Geburtsschein zu fragen. In alledem wird die Zeitwende, die wir durchleben, unsere Beziehungen zum Auslande nicht antasten. Aber nach einer anderen Seite hin werden sie einen um so gründlicheren Wandel erfahren müssen. Die Bewahrung unserer kulturellen Vielseitigkeit soll und darf uns keinen Augenblick länger abhalten von der Durchsetzung unserer kulturellen Selbständigkeit. Das weltgeschichtliche Jahr tritt an die Deutschen heran mit der gebieterischen, unaufschiebbaren Forderung, endlich, endlich auch ihres eigenen Wesens voll bewußt zu werden und es

dem ausländischen gegenüber zu stellen nicht nur als gleichberechtigt und ebenbürtig, sondern als das, was sie zunächst betrifft. Die harte Schule, durch die sie jetzt gehen müssen, soll sie lehren, was sie jahrhundertelang zu lernen versäumt haben: daß fremder Zuwachs zwar eine Kultur bereichert, fremder Aufputz aber sie entstellt.

Machen wir uns doch klar, daß die Universalität, in der wir eine deutsche Stärke erkannt haben, nicht das mindeste gemein hat mit jener deutschen Schwäche, die fast so alt ist, wie das Deutschtum selbst: mit der Ausländerei. Sehen wir doch ein, welch himmelweiten Unterschied es bedeutet, ob man das Fremde begreift und würdigt, es genießt und nützt, oder ob man es nachäfft. Dies letztere aber haben die Deutschen bis auf den heutigen Tag redlich getan. Sie ließen sich vom Auslande gängeln wie von einem Hofmeister, ließen sich die jeweilige Norm von ihm vorschreiben für Sitte und Geschmack. Sie lagen anbetend vor ihm auf den Knien, vor seiner Sprache, seiner Mode, seinen Gebräuchen, seinen Erzeugnissen; sie nahmen, was von dort kam, blindlings und prüfungslos wie eine Offenbarung hin, besessen von dem hartnäckigen Aberglauben, es sei schon allein darum an sich und unter allen Umständen besser, feiner, vornehmer als das Einheimische. Wie tief solcher Götzendienst in ihnen wurzelt, beweist sein Niederschlag in einer deutschen Redensart, für die kein anderes Volk eine Parallele besitzt. Will der Deutsche seine Geringschätzung für irgendein Ding ausdrücken, dann sagt er mit Vorliebe: Das ist nicht weit her. Daraus also, daß es in seiner Nähe, in seiner Heimat entstand, zieht er ohne weiteres den Schluß, es könne nicht viel taugen! Da haben wir, wie von einem Röntgenstrahl

durchleuchtet, die Erbkrankheit, die oft genug am Mark unserer Kultur gezehrt, ja zeitweilig sie durch völlige Überwucherung mit dem Untergang bedroht hat. Und zwar merkwürdigerweise auch dann, wenn ein nationaler Aufschwung Genesung zu verheißen schien.

So bereits bei der ersten Blütenperiode deutschen Geistes in der Hohenstaufenzeit. Während damals die alte heimische Überlieferung im Volksepos wie aus hundert frischen Quellen zu rauschen begann, verwelschte sich die höhere Gesellschaft durch die Entlehnung des Troubadour- und Minnerittertums, schöpften die glänzend begabten Kräfte der Ritterdichtung nicht aus jenem Urborn, sondern verausgabten sich in der Nachbildung französischer und provenzalischer Muster. Als nach langem Verfall dann der geistige Dreibund Renaissance, Humanismus und Reformation im Begriff war, unsere Kultur auf einen neuen Gipfel zu führen, als der prangende Frühlingsflor kerndeutscher Kunst und Gesittung einen fruchtschweren Sommer ankündigte, da brach das verheerende Ungewitter des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland herein und hinterließ auf den zerstörten Feldern die Furchen der Fremdherrschaft. Das Gewand der deutschen Bildung wurde zu einer buntscheckigen, aus abgeborgten Flicken und Lappen zusammengestückelten Jacke; die deutsche Gesittung wurde ein sklavischer Abklatsch der französischen, und sogar die deutsche Sprache erlitt eine derartige Verquickung mit Fremdkörpern, daß sie nahe daran war, wie die englische ein Mischmasch aus germanischen und romanischen Elementen zu werden. Erst im achtzehnten Jahrhundert wurde sie aus der Erstickungsgefahr befreit von jenen begnadeten Bahnbrechern, die nun den verspäteten Erntesommer

in doppeltem Überfluß hervorzauberten. Aber welch eigentümliches Verhängnis, daß der geniale Herrscher, der gleichzeitig den Grundstein zu Preußens, zu Deutschlands politischer Machtstellung legte, sich vor diesem Segen verschloß und unbeirrbar im Banne französischen Schrifttums befangen blieb, obwohl es noch zu seinen Lebzeiten von dem seines Vaterlandes überflügelt wurde! Er würdigte Voltaire seiner Bewunderung und persönlichen Freundschaft, während er die deutschen Klassiker, inbegriffen seinen Verherrlicher Lessing, unbeachtet ließ. Er hatte für die aufsteigende Sonne Goethes keinen Blick. Er berief aus Paris an seinen Hof den philosophischen Zwerg Lamettrie, während in seinem getreuen Königsberg der philosophische Riese Kant von ihm übersehen wurde. Der überwältigende Sieg unserer Nationaldichtung und zugleich das Auflodern der Vaterlandsliebe im Kampf gegen die Napoleonische Vergewaltigung hatte dann freilich einen Durchbruch deutschen Kulturgefühls zur Folge; aber nicht einmal dadurch wurde die Fremdsucht ausgerottet. Sie behauptete sich vor allem in den bevorzugten Kreisen in Gestalt einer fortgesetzten ehrerbietigen Liebäugelei mit Frankreich, zu dessen Sitte, Sprache und Literatur man nach wie vor seine Zuflucht nahm, sooft eine exklusive Vornehmheit herausgekehrt werden sollte. So blieb es bis 1870, und man hätte nach aller menschlichen Voraussicht erwarten sollen, daß dieses Entscheidungsjahr mit der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs ebenso aufräumen würde wie mit der politischen. Der Triumph unserer Waffen, die Erringung der nationalen Einheit, die Aufrichtung des Reiches und seine wachsende Herrlichkeit, das alles mußte ja dazu beitragen, das deutsche Selbstbewußt-

sein zu kräftigen und damit auch die Säuberung deutscher Gesittung von fremdem Einschlag herbeizuführen. Aber nicht allein, daß diese Erwartung sich nicht erfüllte, ihr Gegenteil trat ein. Die Ausländerei schoß in dem neuen mächtigen Gemeinwesen üppiger ins Kraut als zuvor. Dem verstärkten Einfluß des Franzosentums gesellte sich jetzt noch eine förmliche Manie, sich mit fremden Federn von allen Richtungen der Windrose her zu schmücken. Insbesondere drängte sich eine unbegrenzte Verehrung englischer Sitten mehr und mehr in den Vordergrund, begleitet von einem ebenso unbegrenzten Nachahmungstrieb. Kurzum, mochte überall in der Welt, auch in der feindlich widerstrebenden, das Ansehen der deutschen Provenienz noch so gewaltig zunehmen, im geeinigten Deutschland selbst gereichte es den Personen wie den Sachen mehr als je zur Empfehlung, recht weit her zu sein.

Wie läßt sich das erklären? Wo steckt die Ursache eines Übels, das bisher alle geschichtlichen Umgestaltungen überlebt und allen geschichtlichen Heilmitteln getrotzt hat? Viele behelfen sich damit, in ihm einfach einen ursprünglichen Wesenszug des Nationalcharakters zu erblicken. Aber Wesenszüge eines Volkes werden durch seine Entwicklung bestimmt und verändert. Unsere Feinde können davon ein Liedchen singen; haben sie doch ein Jahrtausend hindurch für die zuverlässigste Charaktereigenschaft der deutschen Stämme die Zwietracht gehalten und so lange damit gerechnet, bis sie sich eines Tages verrechnet hatten. Auch die Ausländerei kann daher nicht aus der deutschen Natur, sondern bloß aus der deutschen Geschichte erklärt werden. Sie war die Folge der lange andauernden nationalen Zersplitterung und des zeitlichen Vorsprungs, den diese in wichtigen

Epochen den national geeinigten Völkern verlieh. Denn selbstverständlich durchdringen geistige Bewegungen eine straff gegliederte Gemeinschaft schneller als eine zersplitterte. Jene Völker vermochten daher immer wieder in abgeschlossener Form vorzuweisen, was bei uns erst nach Gestaltung rang. Namentlich aber konnten sie uns zuvorkommen in der Ausprägung der Formen im engeren Sinne: der Umgangsformen. Zur innerlichen Vervollkommnung kann jeder sich selber die Regel geben; zur Regelung des Zusammenlebens hingegen gehört eine allgemeingültige und gleichmäßige Übereinkunft, und die kann nur ausgehen von einer zentralen Instanz. Sehr begreiflich also, daß die Deutschen mit ihrer uralten und ureigenen Kultur der Tiefe nicht aus sich selbst heraus eine Kultur der Oberfläche entfalten konnten, solange ihnen diese Voraussetzung dazu gebrach. Sie besaßen ja bis tief ins 19. Jahrhundert hinein keinen Brennpunkt des nationalen Lebens, keine Hauptstadt, wie es Paris für Frankreich seit dem Mittelalter, London für England seit dem Ausgang des Mittelalters politisch wie kulturell gewesen ist. Dort, wo die Herrscher residierten, wo Regierung und Verwaltung ihren Sitz hatten, strömten auch alle befähigten Köpfe zusammen, fanden Künste und Wissenschaften ihren Nährboden, Mode und Geschmack ihre Brutstätte, persönliche Vorzüge jeder Art ihren Markt. Was man dort tat und ließ, wie man sich dort benahm und gebärdete, wurde nach außen hin Richtschnur, wurde Gebot. Nach dort blickte das ganze übrige Land demütig empor wie zu einem Berge Sinai; von dort blickte man auf das ganze übrige Land hochmütig hinab und begriff es in seinem Verhältnis zur tonangebenden Metropole unter dem Sammelnamen Pro-

vinz. Je mehr nun diese Hauptstädte zu Weltstädten herangediehen, deren Glanz über die Staatsgrenzen hinausstrahlte, desto mehr empfand sich auch der Deutsche ihnen gegenüber als Provinziale. Die Mittelpunkte des Auslandes wurden für ihn, dem ihresgleichen im Inland mangelte, Mittelpunkte schlechtweg. Nicht nur durch ihr großzügiges Getriebe übten sie auf ihn im Gegensatz zur heimischen Krähwinkelei eine magische Anziehungskraft; sie mußten ihm auch als das Mekka und Medina der geselligen Bildung erscheinen. Sie allein boten ihm die blendenden Vorbilder für Weltläufigkeit, gesellschaftlichen Schliff und Lebensart; sie allein konnten der Erziehung seiner Söhne und Töchter die letzte Politur verleihen, sei es durch einen Aufenthalt an Ort und Stelle oder durch von dorther bezogene Lehrmeister. Kein Wunder, wenn die Gewohnheit, dem dortigen Orakel zu lauschen, sich auch auf Dinge übertrug, mit denen die Heimat ebenso gut oder besser versehen war.

Das Übel wäre demnach zweifellos vermieden worden, hätte unsere Kultur sich wie die unserer Nachbarn schon vor Jahrhunderten zentralisiert. Aber sollen wir deswegen beklagen, daß sie es unterlassen hat? Hieße das nicht die außerordentlichen Vorteile verkennen, durch die gerade ihre Dezentralisation den Nachteil aufwog und überwog? Verdankt sie nicht ihre köstlichsten Schöpfertaten dem ungehemmten Individualismus unserer großen Geister, ihrer Unabhängigkeit von alleinseligmachenden Formen und Normen, während in England und noch weit mehr in Frankreich die gebieterische Konvention so vielen starken Persönlichkeiten die Flügel stutzte? Und ferner — wie hat die unumschränkte Diktatur einer einzigen Stadt dort gewirkt? Wie ein

Schwamm, der alle Kräfte und Säfte ringsum aufsaugt. Jeder noch so oberflächliche Reisende kann das mit Händen greifen. Vom kulturellen Standpunkt ist ja längst Paris beinahe so viel wie ganz Frankreich, London beinahe so viel wie ganz England. Eine selbständige Individualität der einzelnen Landesteile haben sie nicht aufkommen lassen oder zerstört. Besucht man dort die Provinzstädte, auch die größten, so erschrickt man über den ungeheuren Abstand, über die Schablonenhaftigkeit, den Verzicht auf eigene Physiognomie. Sie sind wie bescheidene Planeten, die das Licht von der zentralen Sonne borgen, und wo es nicht hindringt, da herrscht gänzliches Dunkel. Eine Provinz von solcher Art hat man bei uns gottlob nie gekannt und kennt sie auch heute nicht; wir sollten daher die Anwendung des undeutschen Begriffs auf deutsche Verhältnisse verpönen. Unser Geistesleben konnte, eben weil es über das ganze Land verstreut war, das ganze Land befruchten. Von keinem Sammelbecken aufgefangen und gespeist, sprang und springt es als lebendiger Quell an tausend Orten zugleich aus der Erde, spiegelt es überall getreu die örtliche Besonderheit. Jeder Stamm und jeder Gau konnte in ihm seine eigentümliche Farbe zur Geltung bringen. So schuf sich unsere Kultur statt einer blühenden Residenz deren viele, um in allen ganz und doch jedesmal anders zu erscheinen. Wer ihren mannigfachen Reichtum kennen und schätzen lernen will, an welcher deutschen Stadt dürfte er vorübergehen? Ja, wo wäre auch nur das kleinste Nest, das nicht vormals irgendeinem ihrer Siege zum Schauplatz gedient hätte, nicht heut gebend oder empfangend an ihr teilnähme, obgleich nun endlich auch wir den lang entbehrten nationalen Mittelpunkt besitzen?

Die für unsere Kultur bedeutsamste Folge von 1870 heißt Berlin. Dadurch, daß die Landeshauptstadt Preußens zur Hauptstadt des Reiches erhoben wurde und als solche ein beispielloses Aufstiegtempo anschlug, setzte auch bei uns — zum erstenmal in unserer Geschichte — ein entschiedener Zentralisationsprozeß ein. Mitten in diesem Prozeß standen wir noch, als der Krieg ausbrach, und er wird vermutlich nach dem Kriege fortschreiten, wenngleich schwerlich jemals bis zu dem in Frankreich und England erreichten Extrem. Denn während er dort auf Kosten des übrigen Landes vor sich ging, hat er bei uns dem übrigen Land noch nicht den geringsten Abbruch getan. Die vielen Residenzen des Geistes prangen nicht nur in alter, sondern in neuvermehrter Blüte und werden in aller Zukunft sich als heilsames Gegengewicht betätigen. Aber so viel ist gewiß: Berlin hat einen von Jahr zu Jahr steigenden Einfluß auf das deutsche Geistesleben erlangt, hat auf zahlreichen Gebieten die Führerschaft an sich gerissen, das Auge und Ohr der ganzen Nation immer nachhaltiger gefesselt. Es ist mit seiner schwellenden Menschenflut, seiner Lebensfülle und Arbeitsenergie den ersten Städten der Welt an die Seite getreten. Heute braucht der Deutsche, der aus der Enge ins Weite strebt, seine Sehnsucht nach weltstädtischer Atmosphäre und weltstädtischem Bildungsstoff nicht mehr im Auslande zu stillen; auch eine Weltstadt hat er nun im Hause. War also nicht damit der Ausländerei die Triebfeder genommen, der Boden unter den Füßen weggezogen? Und wenn sie dennoch, statt zu verschwinden, beharrte, statt abzunehmen, um sich griff, mußte dann nicht ein neuer Umstand im Spiel sein?

Ja, allerdings, so verhält es sich. Und dieser neue Um-

stand heißt wiederum Berlin. Berlin, das natürlicherweise sein fabelhaft rasches Wachstum mit einigen Kinderkrankheiten zu bezahlen hatte. Ohnehin befand es sich ja in einer schwierigen Lage. Es hatte nicht wie Paris und London an der Spitze einer werdenden Nation deren tausendjährigen Entwicklungsgang mitgemacht; es war einer fertigen als noch unfertiges Gebilde nachträglich aufgepfropft worden. So tat es nun seinerseits, was vorher der einzelne Deutsche getan: als jüngste Weltstadt glaubte es bei den älteren in die Schule gehen zu müssen. Doch indem es mit ihnen wetteifern wollte um jeden Preis, geriet es erst recht auf die falsche Fährte. Denn es übersah dabei, daß jene die organische Verkörperung einer nationalen Kultur darstellten, und daß es ihnen daher nur gleichkommen konnte, wenn es sich bemühte, ein ebenso vollkommener, ebenso reiner Ausdruck der deutschen Kultur zu werden. Es übernahm ohne weiteres, was bei ihnen aus einem anderen Volkstum geflossen war. Es schielte mit der Unsicherheit des Emporkömmlings nach ihnen hin, als wollte es sie in jedem einzelnen Fall fragen: Mache ich's auch richtig? Verhängnisvoller Irrtum. Wer etwas nachmacht, der macht es nie richtig. Er ersetzt eine aus dem Erdreich hervorgesprossene Blume durch eine künstliche aus Draht und Papier; ja, er verlernt schließlich den Unterschied zwischen beiden. Hieraus ergab sich der nette Zustand, daß im neuen und neuesten Berlin mit wenigen Ausnahmen alles, was den unterstrichenen Anspruch vorwies, weltstädtisch zu sein, ausländisch war. Und das übrige Deutschland? Ei, das wollte doch angesichts der beschwingten Zeit nicht rückständig, nicht altfränkisch bleiben; das wollte doch, wo es sich um sogenannte Moder-

nität handelte, nicht von Berlin in den Schatten gestellt werden. Zwar leistete es sonst der Reichshauptstadt noch keineswegs unbedingte Gefolgschaft, widerstrebte offen oder verstohlen ihrer jungen Hegemonie wie der legitime Machthaber dem ungestümen Usurpator. Aber ein Beispiel wie dieses war doch gar zu verführerisch, zumal es dem uralten Hang entgegenkam. Berlin kopierte die Weltstädterei von Paris und London; Deutschland kopierte die Weltstädterei von Berlin. Kein Damm und kein Graben mehr setzte sich der Invasion entgegen.

Wir haben sie erlebt. Wir haben sie — seien wir ehrlich — über uns ergehen lassen, uns jedenfalls nicht dagegen aufgebäumt. Wir waren täglich so davon umfangen, daß wir abstumpften, die dringende Gefahr nicht bemerkten. Wäre es so fortgegangen, dann hätten wir im Herzen von Deutschland die deutsche Kultur bald nur noch im stillen Kämmerlein antreffen können; auf der Straße, in der Öffentlichkeit, in der Unterhaltungs- und Luxuswelt war sie im Aussterben. Entschlagen wir uns aller theoretischen Betrachtung; überschauen wir lieber kurz den Tag eines deutschen Lebejünglings oder, wie er sich selbst mit Vorliebe nannte, eines „Gent“, Modell 1913/14. Nach dem üblichen Morgentraining legte er sein Sportdreß an und begab sich zum Lawn-Tennis, zum Golf oder zum Hockey. Dann ging er shopping in Geschäften, die Old-England und Jockey Club hießen oder wenigstens sich Maison titulierten, wobei er selbstverständlich nur echte Sachen kaufte, d. h. solche die nicht aus Deutschland stammten. Hierauf nahm er seinen Lunch, spielte eine Partie Bridge und traf pünktlich zum five-o'clock in einem tea-room ein, wo er ein Rendezvous

mit seinem Flirt hatte, einer deutschen Jungfrau, die — noblesse oblige — von Kopf bis zu Fuß pariserisch gekleidet war. Hernach sah er sich im Trianon-Theater das neueste Boulevardstück an oder in einem anderen Theater ein englisches, russisches, chinesisches Fabrikat. Nachdem er soupiert hatte, möglicherweise in einer chambre séparée, verfügte er sich in ein Cabaret, tanzte darauf im Palais de danse one-step und Tango und beschloß den Abend in einer Bar, es sei denn, daß er noch hinterher einen Sherry Cobler im Café Piccadilly trank. Sagen wir nicht, dieser Lebejüngling sei nur ein bestimmter Typus, wenn auch in so massenhaften Exemplaren verbreitet, daß Geschäfte, Lokale, Vergnügungsstätten auf ihn zugeschnitten waren. Welche Modenarrheit konnte im Ausland auftauchen, ohne daß unsere ganze gute Gesellschaft sich auf sie stürzte? Welche geistige Geckerei konnte dort ausgebrütet werden, ohne daß unser Publikum sie sich von eilfertigen Marktschreiern als Offenbarung aufreden ließ?

Denn dies war das Bedenklichste. In einem Land, dessen Literatur und Kunst jeder anderen die Wage hielt und zumal in der Gegenwart den verheißungsvollsten Anlauf zu neuen Gipfeln genommen hatte, tat man, als ob auch alles literarische und künstlerische Heil nur aus der Fremde kommen könnte. Unsere Universalität steht dabei außer Frage. Sie verlangte und verlangt freien Eingang für das Vorzügliche. Hätten wir uns darauf beschränkt, kein Wort wäre zu verlieren. Aber wir haben nicht bloß ihm Tor und Tür geöffnet, sondern auch dem Mittelmäßigen, auch dem Minderwertigen, und zwar nicht obwohl, sondern gerade weil es fremden Ursprungs war. Wir haben es umworben, ergattert, herbeigeholt. Wir haben nach jedem auswärtigen Flitter-

kram und Eintagsplunder gejagt und geangelt; wir haben ihm liebedienerische Ehren erwiesen, wie Deutsches weder von gleicher, noch von höherer Qualität sie je erfuhr. Wir haben uns zu Hebammendiensten für das Ausland bereit gefunden, indem wir seine bescheidensten Lichtchen, noch bevor sie ihm selbst aufgegangen waren, ungeduldig auf den Ruhmesleuchter stellten. Wir haben die Überschwemmung mit wahllosem Massenimport zu einer derartigen Hochflut anschwellen lassen, daß unsere eigene Produktion darin kläglich zu versinken und zu ertrinken drohte. Kein fremder Schundroman durfte unseren Zeitschriften und Verlegern, kein Effektstück unseren Bühnen entgehen. Diese widmeten einen erheblichen Teil ihrer Spielabende, manchmal die Hälfte, manchmal mehr als die Hälfte, der ausländischen Dutzendware; ja, wir hatten Theater, die überhaupt nur solche und gar keine einheimischen Stücke aufführten. Sie wurden dabei unterstützt von einer gewissen Kritik, die noch dem letzten Pariser Zotenschwank mehr Wohlwollen im Urteil und mehr Respekt im Ton entgegenbrachte als den neuen Werken unserer besten Dichter. Viele Bühnenleiter fuhren, während unsere dramatische Kunst in unverkennbarem Aufschwung begriffen war und von frischen Talenten wimmelte, regelmäßig nach Paris und London, um die dortige Ernte auf dem Halm zu kaufen; ja, sie rissen sich darum. Zu schärferer Beleuchtung noch ein Gegenbild. Der Comédie Française ist die Aufführung nichtfranzösischer Stücke durch ihr Statut verboten; als ich trotzdem dort einmal den „Hamlet" sah, umging sie das Verbot, indem sie auf dem Zettel nur die Namen der Übersetzer nannte und den des Dichters unterschlug!

Ganz ähnlich wie hier lagen die Dinge in der Malerei, in der Musik. Ausländische Bilder beherrschten den Kunstmarkt, ausländische Virtuosen die Konzertsäle. Wer wagt zu behaupten, dieser gesamte Import habe an Wert die entsprechenden deutschen Leistungen überragt, die er verdrängte? Oder die heimische Produktion sei für sich allein nicht fähig gewesen, den Tagesbedarf zu decken? Daß allerdings ihr noch so kräftiges Aufstreben derart nicht gefördert wurde, liegt auf der Hand. Eine tiefe Entmutigung ging durch die Reihen unserer Künstler, der anerkannten wie der erst um Anerkennung ringenden, da ihr Platz an der Sonne sich zugunsten der Ausländer zusehends einengte und viele von ihnen darben mußten, während auf jene sich ein deutscher Goldstrom ergoß. Nur ein verzweifeltes Mittel blieb übrig: sich zum Zweck eines aussichtsreicheren Wettbewerbs unter fremder Maske zu verstecken. In der Tat, ebenso wie allerlei Firmen ihren Erzeugnissen eine französische oder englische Etikette aufklebten, wie die Mehrzahl der Varieté-Artisten ihre simple Herkunft aus Stettin oder Luckenwalde durch einen möglichst exotisch klingenden Namen sorgfältig verschleierte, so sind mir auch verschiedene Fälle bekannt, wo deutsche Autoren ein ausländisches Pseudonym annahmen, weil sie dadurch bei ihren Landsleuten auf eine Erhöhung ihres Kredits rechnen durften. Welchem Deutschen treibt im jetzigen Augenblick diese Tatsache nicht die Schamröte ins Gesicht?

Und nun drehen wir den Spieß einmal um. Wie vergalt uns das Ausland den Kultus, den wir ihm weihten? Etwa dadurch, daß es auch unsere Kunst mit offenen Armen aufnahm? O nein. Während wir jedem seiner halbwegs

fingerfertigen Macher Triumphpforten errichteten, hat es sich gegen unsere Meister, selbst gegen die größten, von jeher spröde gezeigt, sie immer nur ausnahmsweise und auch dann mit unverhohlenem Widerwillen zugelassen. Oder hat es uns zum mindesten für unsere zärtliche Neigung Dank gewußt? Auch das nicht. Wir vermehrten damit lediglich seinen ohnehin schon vorhandenen Dünkel, als ob nur bei ihm das wahre Licht zu finden wäre und wir armen Schlucker es von ihm entlehnen müßten. Es machte sich darüber lustig, daß wir uns zu seinen Trabanten hergaben, die von ihm meistens schon wieder abgelegten Kleider zur Schau trugen, die Fassaden unseres Alltags mit Brocken aus seiner Sprache, noch dazu häufig mit falsch angewandten, bekleisterten. Und seine von uns entdeckten, von uns über Verdienst gefeierten Sterne? Wie haben die uns die Beweihräucherung gelohnt? Kaum ein einziger war unter ihnen, der sich nicht beeilt hätte, sie uns schwarz auf weiß zu quittieren, indem er uns mit Schmutz bewarf. Die lautesten Schreier gegen unsere Kunstbarbarei waren diejenigen, deren mehr oder minder fragwürdige Kunst wir in den Himmel gehoben — und so hatten sie immerhin einigermaßen recht.

Nun ja, das Blatt hat sich mit einem Male gewendet — hierin wie in allem andern. Bis in unser innerstes Denken und Empfinden hinein sind wir nicht mehr dieselben, die wir bis zum Sommer 1914 waren. Nur mit einiger Anstrengung können wir uns in die Rolle zurückversetzen, die wir damals spielten. Vielleicht ist sogar dies die beste Probe für die Gewalt des Wandels in uns und um uns, daß uns heute unbegreiflich, ungeheuerlich scheint, woran wir damals nicht den leisesten Anstoß nahmen. Vor allem, daß Deutsch-

sein in Deutschland für irgend jemand und für irgend etwas einen Nachteil bedeuten konnte, verstehen wir nicht mehr, seit wir einer Welt von Feinden gegenüber ausschließlich auf unsere eigene Kraft angewiesen sind. Wir spürten plötzlich, daß sie größer und mächtiger ist, diese Kraft, als wir je geahnt, und daß wir, von jeder Zufuhr abgeschnitten, weder wirtschaftlich noch geistig zu verhungern brauchen. Ein einziger Windstoß des Weltorkans hat die ganze fremde Spreu hinweggefegt. Auch der Gent hat Sportdreß und Smoking mit der neuesten Herrenmode vertauscht, mit der feldgrauen Uniform, und drischt nun als waschechter deutscher Mann diejenigen, deren Affe er gewesen ist. Und doch, so erhebend und herzerquickend diese blitzschnelle Metamorphose uns berührt, liegt in ihr nicht zugleich etwas Beschämendes? Mutet es uns nicht fast wie eine Ironie an, daß erst die elementare Volkserhebung zum Daseinskampf erforderlich war, um mit einem Unfug aufzuräumen, den der einfache gute Geschmack, die einfache Selbstachtung nie hätte zulassen dürfen? Wäre die Zeit nicht so bitter ernst, dann hätten wir es wohl als spaßhafte Komödie belächelt, wie im Handumdrehen, gleichsam auf Kommando, die sämtlichen französelnden und anglisierenden Aushängeschilder von der Straße verschwanden, wie hinter den verschiedensten ausländischen Larven eiligst ein ehrliches deutsches Gesicht zum Vorschein kam. Mit Preisgabe ihrer pfiffigsten Geschäftsgeheimnisse versicherten uns besorgte Fabrikanten, daß wir unbeschadet unseres Patriotismus die unter fremder Flagge segelnden Waren weiterkaufen könnten. Wurde doch, wie sich bei dieser Gelegenheit herausstellte, der allerfeinste englische Stahl in Westfalen verfertigt; stammten doch die allerechtesten englischen Stoffe

aus Aachen und die allereleganteſten Pariſer Damenmäntel aus Berlin. Von demſelben mannhaften Bekennermut zeigten ſich die Artiſten mit den exotiſch klingenden Namen erfaßt; ſie hießen jetzt wie durch einen Zauberſchlag Schulze und Müller, ohne daß ihre Kunſtſtücke ſich dadurch verſchlechterten. Wer aber gehört da an den Pranger? Diejenigen, die ihre Kundſchaft ſo täuſchten? Oder diejenigen, die ſo getäuſcht ſein wollten?

Mancher wird geneigt ſein, zu antworten: Strich darunter! Vergangen iſt vergangen; freuen wir uns lieber, daß dergleichen ſich nie mehr wiederholen kann. Aber ſind wir wirklich deſſen ſicher? Sind wir ſchon jetzt zu der Annahme berechtigt, daß die Ausländerei ihr ſo unwahrſcheinlich zähes Leben ausgehaucht hat und wir als fröhliche Hinterbliebenen ihr den Nachruf ſprechen dürfen? Oder haben wir es vielleicht nur mit einer Scheintoten zu tun, die uns eines Tages durch ihre Auferſtehung peinlich überraſchen könnte? Ich meine, wir ſollten uns auf alle Fälle auch da vor verfrühtem Siegesjubel in acht nehmen. Wenn man jetzt die fremden Deckblätter, Aufſchriften, Moden, Manieren verbannt, wenn man von unſeren Bühnen die fremden Stücke ausweiſt, unſere Sprache von überflüſſigen Fremdwörtern reinigt und dergleichen mehr, ſo unterdrückt man vorläufig nur die Symptome der Krankheit. Jeder Arzt aber weiß, daß darin noch keine Gewähr für ihre Heilung liegt. Und weiter — was jetzt geſchieht, das geſchieht aus einem pſychologiſchen Ausnahmezuſtand heraus, der als ſolcher mit ſeinem Anlaß wieder verſchwinden wird. Gegenwärtig gleicht die deutſche Volksſeele einem aufgepeitſchten Meer; aber was von einer überflutenden Brandung ans Ufer geworfen wird,

läßt sich erst beurteilen, wenn die Ebbe wieder eingetreten ist. Die Stimmungen, die der große Krieg erzeugt hat, werden über ihn hinaus nur vorhalten, wenn es gelingt, sie zu Gesinnungen zu verhärten. Auch hier gelten die Worte, mit denen im Prolog zum „Faust“ der Herr die Engel mahnt:

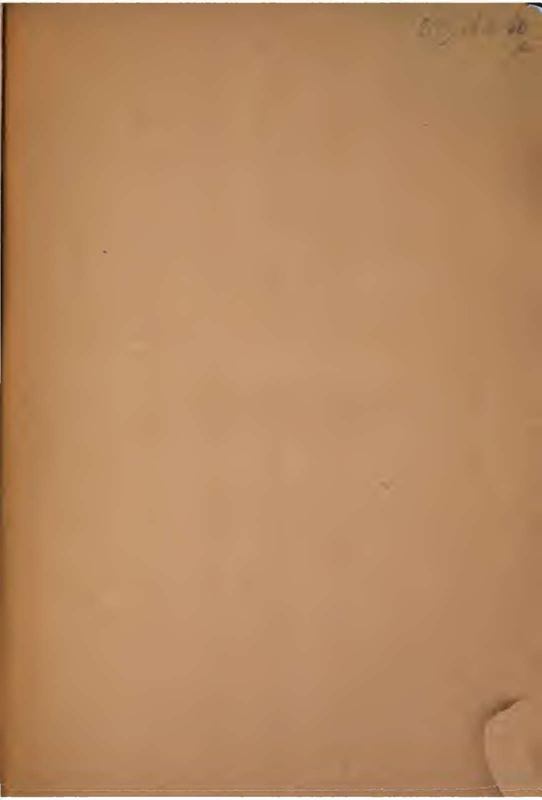
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Das ist die Forderung des Tages; das ist die Aufgabe, deren Lösung uns obliegt, uns, den Daheimgebliebenen, dem Unfreiwilligenkorps der Tatlosigkeit. Wir brauchen nicht tatlos zu bleiben, sobald wir es nicht bleiben wollen. Ist es uns leider verwehrt, wie unsere Brüder draußen im Feld unser Leben fürs Vaterland einzusetzen, für die deutsche Zukunft kämpfen können auch wir, obschon mit anderen Waffen. Sorgen wir dafür, daß unsere Kultur aus dem Flammenbade in geläuterter, schlackenloser Herrlichkeit hervorsteigt. Geben wir unserer Gesittung den Willen, aus dem eigenen Volkstum zu schöpfen, unserer Wesensart den Mut, sie selbst zu sein. Schaffen wir für unsere Kunst, unsere Dichtung freie Bahn und freien Atemraum. Dringen wir darauf, daß die deutsche Gastfreundschaft wählerischer wird und nimmermehr zweifelhaften Gästen zuliebe den tüchtigen Landsmann von der Tafel weist.

Und doch — alle Mühe wäre verloren, wenn nicht der eigentliche Krankheitsherd ausgetilgt wird: das eingenistete Vorurteil, als ob etwas dadurch größere Vornehmheit verbürge, daß es von draußen kommt. Wie Schuppen muß es den Deutschen von den Augen fallen, daß nichts auf der Welt vornehmer ist als die Bodenständigkeit. Worauf be-

ruht denn der Sinn des Uradels? Einzig und allein auf dem Grundbesitz, auf dem Verwachsensein mit der Scholle. So läßt sich auch kein wahrer Geistesadel denken, der nicht fest auf der heimatlichen Erde fußt. Das hindert den Geist ebensowenig an der Ausbreitung, wie es die Eiche daran hindert. Sie wölbt ihre Krone möglichst hoch, streckt ihre Zweige nach allen Seiten möglichst weit, damit kein Lichtstrahl ihr entrinnen könne, von welcher Himmelsrichtung er auch kommen mag; aber ihren Halt, ihre Nahrung, ihre Lebenskraft empfängt sie von dem mütterlichen Boden, in dem sie wurzelt. Das ist die einfache Wahrheit, die den Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen sein muß, bevor ihr Verhältnis zu den anderen Völkern würdig werden kann ihrer nationalen und kulturellen Größe. Ich entsinne mich aus meiner Jugendzeit einer damals viel gespielten Posse von Kalisch: „Ein gebildeter Hausknecht“. Der Held dieses Stückes, ein wackerer Stiefelputzer, tat sich unmäßig viel auf sein bißchen Französisch zugute und ahnte dabei nicht in welchem Grad er sein Volk symbolisierte. Sein Volk, wie es bis Anno 1914 gewesen ist. Denn nunmehr, durch eine unvergeßbare Erfahrung gewitzigt, wird es der deutsche Michel sich doch, so Gott will, ein für allemal abgewöhnen, der gebildete Hausknecht des Auslandes zu sein.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Georg Hirzel in Leipzig.



Zwischen Krieg und Frieden

Heft 1: G. Irmer, Los vom englischen Weltjoch. 7.—9. Tausend. 80 Pf.
Heft 2: F. v. Liszt, Ein mitteleuropäischer Staatenbund. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 3: A. Dix, Der Weltwirtschaftskrieg. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 4: H. Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam. 4.—7. Tausend. 80 Pf.
Heft 5: Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch, Die Reichs- u. Staatsfinanzen. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 6: O. Hoetzsch, Rußland als Gegner Deutschlands. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 7: K. Lamprecht, Krieg und Kultur. 4.—6. Tausend. 1 Mark.
Heft 8: J. Rießer, England und wir. 4.—6. Tausend. 1 M. 20 Pf.
Heft 9: M. v. Brandt, China und Japan. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 10: E. Dryander, Weihnachtsgedanken in der Kriegszeit. 4.—6. Tausend. 60 Pf.
Heft 11: C. Peters, Das deutsche Elend in London. 4.—5. Tausend. 80 Pf.
Heft 12: M. Apt, Der Krieg u. die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 13: H. J. Losch, Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 14: E. v. Philippovich, Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 15: P. D. Fischer, Der Krieg und der internationale Nachrichtenverkehr. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 16: A. Matthias, Krieg und Schule. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 17: L. Braun, Die Frauen und der Krieg. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 18: E. Schultze, Was verbürgt den Sieg? 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 19: E. Pályi, Deutschland und Ungarn. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 20: O. Külpe, Die Ethik und der Krieg. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 21: P. Harms, Die Parteien nach dem Kriege. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 22: A. v. Salis, Die Neutralität der Schweiz. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 23: G. Stresemann, Deutsches Wirtschaftsleben. 3. Tausend. 1 Mark.
Heft 24: A. Schowalter, Buren, Engländer und Deutsche. 3. Tausend. 1 Mark.
Heft 25: G. v. Pacher, Die Dreiverbandspresse. 3. Tausend. 1 Mark.
Heft 26: J. Jastrow, Mitteleuropäische Zollannäherung. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 27: F. Klein, Die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege. 3. Tausend. 1 Mark.
Heft 28: O. Müller, Irrung und Abfall Italiens. 3. Tausend. 80 Pf.
Heft 29: R. Kjellén, Die Ideen von 1914. 4.—6. Tausend. 80 Pf.
Heft 30: G. von Below, Deutschland und die Hohenzollern. 4.—5. Tausend. 80 Pf.
Heft 31: L. Fulda, Deutsche Kultur und Ausländerei. 3. Tausend. 60 Pf.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig